

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 42

Artikel: Grundsätzliches zur "Schweizerwoche"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

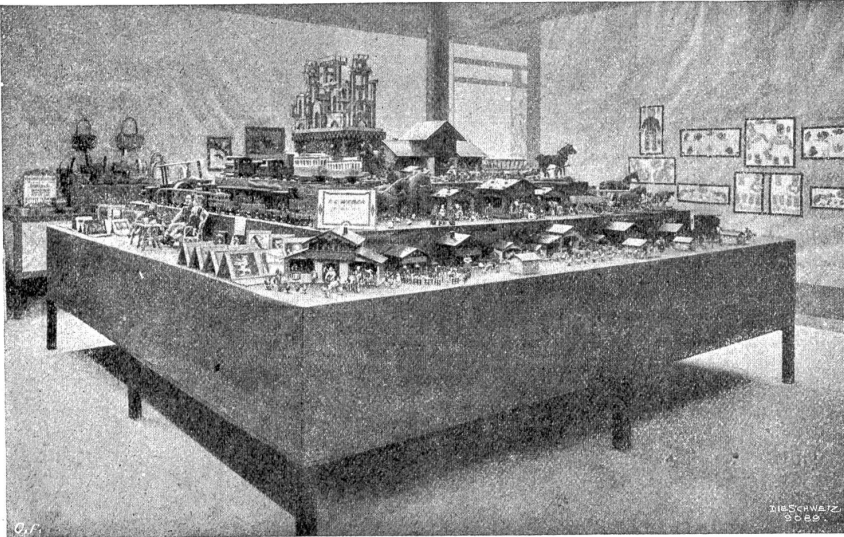
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweiz. kunstgewerbliche Weihnachtsausstellung, Zürich (15. September bis 4. November 1917).
Spielwaren: Bern und Zürich.

„Ich habe nie daran gedacht, daß es Ihr Gatte ist. Er ist mir ein Vorbild. Ich bin niemand begegnet, wie er.“ Martin wurde nun doch verlegen.

„Es ist genug,“ sagte er abwehrend. „Sie beschämen mich ja. Ich bin doch kein Götzenbild, das sich nicht rührt, wenn man ihm opfert. Sie reden, als gehe die ganze Sache mich nichts an.“

„Es geht Sie auch nichts an,“ sagte Hute. „Lassen Sie mich anbeten. Ewige Anbetung ist des Menschen tiefstes Glück.“

„So will ich suchen, Ihre Anbetung zu verdienen, ich weiß, wie sie gemeint ist,“ sagte Martin.

Auf dem Heimweg redeten die beiden Zwanzigjährigen über diesen kurzen Zwischenfall.

„Ich möchte auch so verehrt werden,“ sagte der Blonde.

„Rein, das möchtest du nicht,“ gab der Schwarze zurück.

„Das Mädchen aus der Fremde will nur geben, nicht

nehmen. So wie ich dich kenne, würde dir das nicht genügen.“ Der Blonde lachte.

„Kann es mir kaum denken. Aber zum Beispiel von Frau Lis angebetet zu werden, das wäre ein Schmaus.“

„Und bliebe kein Seelenschmaus. Aber entzückend ist sie, das gebe ich dir zu. Sag, liebt sie ihn oder liebt sie ihn nicht?“

„Wen?“

„Unsern Meister.“

„Sie liebt ihn nicht. Nicht einmal sind ihre Augen suchend den seinen begegnet. Aber er liebt sie. Wo sie auch ging, sah er ihr nach.“

„Menschenkundiger,“ neckte der andere.

„Und jetzt sag mir, liebt Hute van Andel den Meister oder liebt sie ihn nicht?“ fragte der Blonde eindringlich.

„Sie liebt ihn und weiß es nicht.“

„Bravo. Und also wieder: Ein Knabe liebte ein Mädchen . . . oder umgekehrt. Und noch das Allerletzte: Wen liebt Frau Lis?“

„Das hat sie mir nicht gesagt. Es gehört zu deinen Künsten, so etwas herauszufinden oder zu erraten.“

„Ich will es nicht wissen. Ich müßte sie mißachten, wenn ich wüßte, daß der Meister um ihretwillen leidet.“ Er nahm den Arm des Freundes und ging mit ihm über die Brücke, die sich über den rauschenden Strom spannte.

„Sieh, wie ungern der Strom die Fessel des Eises trägt. Er stemmt sich und links und rechts muß er sich bücken, sagte der Blonde.

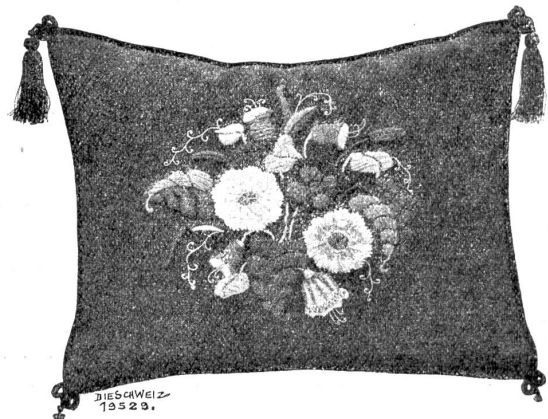
„Die Kunst unter dem Joch des Gelderwerbs,“ meinte der Schwarze. „Ein häßliches Bild.“ Sie verschwanden im Dunkel einer großen Kirche, deren Mauern der Fluß bespülte

(Fortsetzung folgt.)

Grundsätzliches zur „Schweizerwoche“.

Die Schweizerische Landesausstellung in Bern seligen Andenkens versprach durch ihren glanzvollen Verlauf in den ersten Monaten der Anfang einer schönen Zukunft zu werden für Schweizerkunst und Schweizerfleiß. Da legte der Wirbelsturm des Weltkrieges all die schönen Hoffnungen hinweg. Zurück blieb nur eine tieftraurige Resignationsstimmung. Gewisse Industrie- und Gewerbegruppen sahen sich vor ein gähnendes Nichts gestellt und dumpfe Verzweiflung machte hier den hochfliegenden Plänen von vordem Platz. Wir erinnern uns der schrecklichen Notlage unserer Hotelindustrie im ersten Kriegsjahr, für die erst die Ankunft der Internierten ein kleines Aufatmen brachte. Auch die mit dem Fremdenverkehr im Zusammenhang stehenden Gewerbe kamen in schwere Bedrängnis. Die Holzschnitzerei im engern Oberland zum Beispiel war unseren Behörden lange Zeit ein rechtes Sorgenkind. Heute glaubt man den Ausweg gefunden zu haben; die Holzschnitzler, die durch das Ausbleiben der Fremden ihrer Hauptabnehmer für die Reiseandenken und Luxusgegenstände ihres Kunstfleißes verlustig gingen, schnitzen nunmehr Spielwaren, und die Gewerbetreibenden und andere staatliche Institutionen suchen durch An-

leitungskurse und Propaganda-Ausstellungen die neue Industrie zu heben und ihr die Wege zu ebnen. Diese Art



Elisabeth Gygi-Severin, Bern. Handgesticktes Kissen mit bunter Wolle- und Seidenstickerei und aufgenähten Seidenbündel.

staatlicher Hilfe ist unstreitbar die ethisch und wirtschaftlich wirksamste und verdient die lebhafteste Unterstützung durch das Publikum. Wir haben an dieser Stelle schon auf die Kurse der Lehrer der bernischen Kunstgewerbeschule und auf ihre Bestrebungen, in die Täler des gewerbearmen Oberlandes neue Industrien zu pflanzen, um diese Gegenden vor Verarmung und Entvölkerung zu schützen, aufmerksam gemacht. Wir erinnern daran, wie die Töpferei in Heimberg, die Intarsienkunst in Ringgenberg, die Holzschnitzerei in Brienz und Meiringen, die Spizenklöpplerei im Lauterbrunnen und Frutigental durch solche Förderung erfuhren. Wo erfahrene und zielsichere Künstler wie Hans Suggler in Brienz sich an die Spitze dieser Bestrebungen stellten, da konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Die Spielwarenausstellung des Schweizerischen Werkbundes, die 1915 im Gewerbemuseum in Bern zu sehen war, hat gezeigt, wie rasch und glücklich sich gerade die Holzschnitzerei unter Hans Sugglers Führung an die neuen Verhältnisse anzupassen wußte. Wir sahen da künstlerisch und pädagogisch durchaus einwandfreie Formen für Spielsachen, die leider nur den Fehler hatten, daß sie für bescheidene Geldbeutel zu teuer waren. Wie weit sich nunmehr die Industrialisierung dieses Zweiges der Holzschnitzerei vollzogen hat, entzieht sich leider unserer Beobachtung. Wir wissen bloß, daß die Entwicklung hierzu dank dem Eingreifen der kantonalen Gewerbeschule im Gange ist.

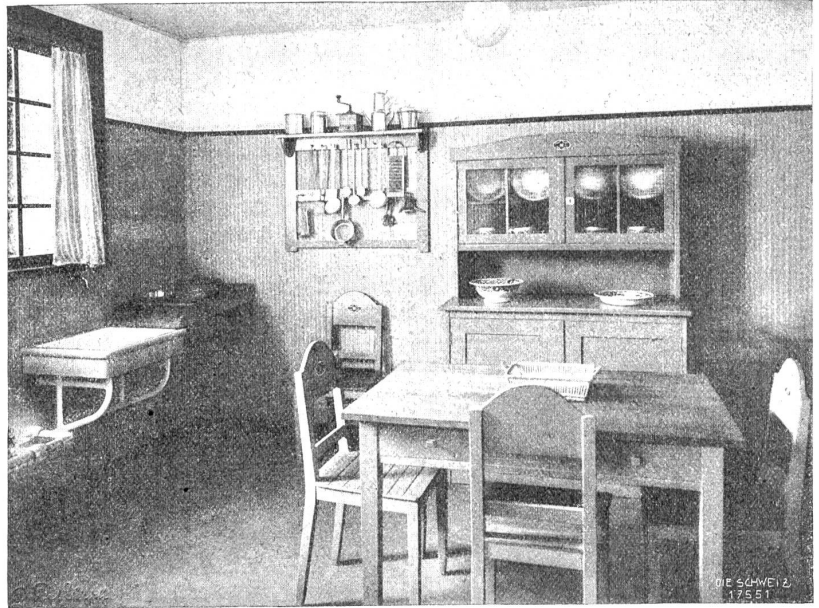
Alle diese Bestrebungen sind, wie bereits angedeutet, vom Verhalten des kaufenden Publikums abhängig. So lange dieses das Echte und Einheimische übersieht und zur ausländischen billigen Fabrikware greift, so lange wird unsere junge Spielwarenindustrie am Hungertuche nagen müssen. Es liegt eben in der Natur unseres rohstoffarmen Landes, daß wir die ausländische Konkurrenz nicht mit der Billigkeit, sondern nur mit der Qualität bekämpfen können. Es gilt darum, die schweizerischen Käufer auf die Erkenntnis hin zu erziehen, daß meist schlecht kauft, wer billig kauft,

und daß der gute Preis unserer einheimischen Waren auch die gute Qualität verbürgt, die einzig dem Kaufenden den gewünschten Vorteil bringt.

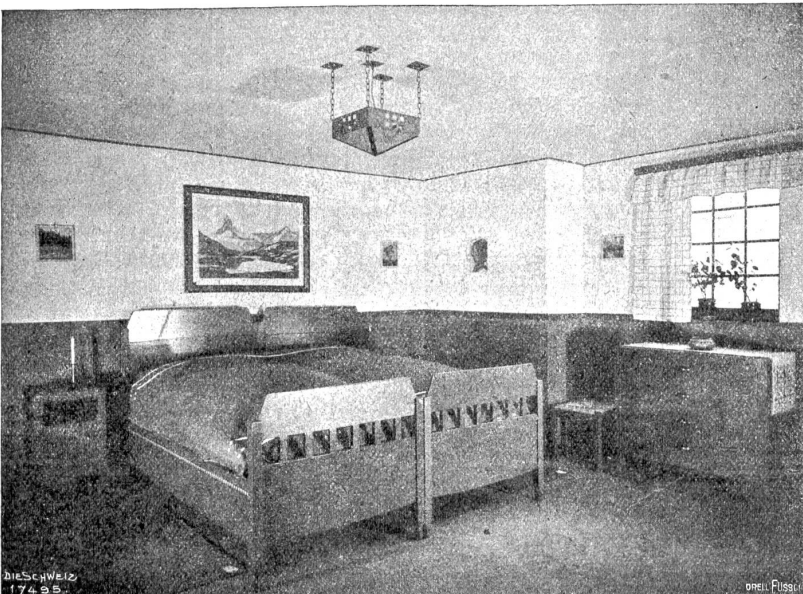
Dies gilt nicht nur von Spielwaren, sondern von allen Waren überhaupt. Diese Tatsache führte zu dem Unternehmen der Schweizer Woche, das, wie bekannt, sich die Aufgabe gestellt hat, während einer ganzen Woche (vom 27. Oktober bis 4. November) in den Kaufläden nur schweizerische Waren auszustellen und zu verkaufen und damit dem kaufenden Publikum eindringlich nahezu legen, daß die einheimischen Industrien und Gewerbe wohl imstande sind, alle vernünftigen Kaufbedürfnisse zu befriedigen. Man hofft dadurch die großen Summen, die bisher aus Unkenntnis der schweizerischen Bezugsquellen ins Ausland gegangen sind, zum guten Teil im Lande zurückhalten zu können.

Daß diese finanzielle Stärkung der einheimischen Produktion und des einheimischen Handels auch dem Käufer Vorteile bringt, muß jedem Denkenden sofort klar werden, wenn er überlegt, was eine blühende Industrie und ein Gewerbe- und Kaufmannsstand mit gutem Auskommen für das Volksganze bedeuten, nämlich vermehrte Verdienstgelegenheit für Arbeiter und Beamte und somit Wohlstand überhaupt.

Wenn diese Erkenntnis durch Verstandesüberlegung leicht zu gewinnen ist, so verbleibt jene andere, daß Qualitätsware trotz hoher Preise billiger ist als Schundware, die Aufgabe intensiver Erziehung, die kaum durch das Schweizerwochen-Unternehmen geleistet werden kann. Auf den grundsätzlichen Boden der Erziehung des Publikums zur Unterscheidung und Wertschätzung des Echten und Rechten stellt sich die Werkbundbewegung, die, von Deutschland herkommend, auch bei uns festen Fuß gefaßt und sich in der Vereinigung Schweizerischer Werkbund organisiert hat. Sie will nicht nur das Publikum, sondern in erster Linie das Gewerbe selber über das Wesen der Qualität aufklären, Qualität immer aufgefaßt in ihrer



Arbeiter-Wohnküche (Canne, blau gestrichen und schabloniert), entworfen von Architekt Otto Ingold, Bern. (Ausgestellt an der II. Raumkunstausstellung Zürich, 1915.)



Arbeiter-Schlafzimmer (Canne, braun lasiert), entworfen von der Kunstgewerbeschule Zürich. (Ausgestellt an der II. Raumkunstausstellung Zürich, 1915.)

engsten Verbindung mit der Kunst, mit dem Schönen. Eben kündigt der Schweizerische Werkbund ein neues Unternehmen an, das in hohem Maße geeignet erscheint, die Volkserziehung in der oben angedeuteten Richtung zu fördern. In Zürich soll in den Monaten Mai bis August 1918 eine Ausstellung von Arbeiter- und Mittelstandswohnungen, verbunden mit einer Kleinkunstausstellung gezeigt werden. Das Programm dieses Unternehmens weist in durchaus logischem Gedankengang darauf hin, daß die Schaffung einer Wohlfutur das A b c, der Ausgangspunkt aller Qualitätsbestrebungen sein müsse. Die Wohnung, so lesen wir da, bestimmt die Jugendeindrücke und die Kindheits Erinnerungen sind vielfach maßgebend für die späteren Bedürfnisse, die Werturteile und das Feinempfinden der Menschen, der Handwerker sowohl wie der Käufer. So wie man in der Jugend die Möbel, die Gebrauchsgegenstände nach ihrer praktischen und künstlerischen Seite hin hat einschätzen gelernt, so hält man es auch später: entweder begnügt man sich mit leichtvergänglicher Magazinware oder man bestellt und erstellt nach dem Muster solider Altvätermöbel eine Hausausstattung, die zwar viel kostet, aber dafür auch unendlich mehr Lebenswerte bietet. Zu zeigen, wie das Wohnungsgewerbe die relative Billigkeit mit dem Soliden und Schönen in Einklang bringen kann, das will sich der Schweizer Werkbund mit seiner Wohnungsausstellung zur Aufgabe machen.

Der Gedanke ist nicht neu. Schon im Jahre 1909 veranstaltete die Direktion des Kunstgewerbemuseums in Zürich eine kleine Ausstellung billiger Wohnräume. Ihr entstammen die beiden Arbeiterwohnräume, die wir auf S. 497 reproduzieren. Die Abbildungen lassen leicht erkennen, daß es sich um einfache, billige Wohneinrichtungen handelt, die aber Solidität und geschmackvolle Ausführung nicht vermessen lassen. Die vom Berner Architekt D. Ingold entworfenen Küchenmöbel tragen zudem eine angenehm wirkende Bemalung, die den Raum heimelig beleben und wohnlich machen. Beim Schlafzimmer fällt die glückliche Teilung der Flächen nach einfachen geometrischen Grundsätzen und die solide Konstruktion, sowie die praktische Abrundung aller Ecken auf.

Es liegt auf der Hand, daß die solchermaßen in der Wohnumgebung einer Familie verkörperten Prinzipien der Echtheit und Solidität auf das Innenleben der Jugend Einfluß gewinnen müssen. An der Seite gediegener Möbel steht die Schundware der Bazars ab, Unordnung fällt unangenehm auf und läßt die Ordnung zum Bedürfnis werden. Diese Erziehung bestimmt ihrerseits wieder die Arbeit der spätern Handwerker.

Gewiß ist in diesem Vorgehen ein Weg vorgezeichnet, der sicherer zum Ziele führt als alle theoretische Belehrung. Die Schweizerwochen-Veranstalter wie die Leiter des Werkbundes haben sich da jener alten pädagogischen Formel bedient, die noch nie versagt hat, nämlich der Formel: Aller Unterricht gehe von der Anschauung aus. Wir wünschen ihnen aufrichtigen Herzens ein gutes Gelingen.

≡ Junger Wein. ≡

Erzählung von Jakob Bühler.

(Schluß.)

Es war wahrhaftig Margret gewesen, die Hansuri mit dem Taschentüchlein aus der Postkutsche zugewunken hatte. Als er aus dem Stall kam, hüpfte sie eben bei Großenbachers die Treppe hinunter. Ein weißes Kopftuch hatte sie umgelegt, und die Hand, die eine Rebschere trug, stemmte ein Geldtöckchen gegen den Schoß. Wie eine rechte Winzerin sah sie aus. Freilich, da sie Hansuri die Hand gab, fiel ihm auf, wie weiß ihre Arme waren. Margret sollte noch auf ihre Leute warten, aber da sie noch säumten, gingen sie langsam ein paar Schritte, kamen ins Plaudern

und liefen die Dorfgasse hinunter. Vor vielen Häusern wurden die Weinwagen gerüstet, Züber und Gellen gewaschen, und wo immer die beiden vorbeikamen, scholl ein freundliches „Guttag“ und „Bist auch da?“ herüber, und Frauen, die des Weges kamen, boten Margret die Hände und sagten: „Se, das ist jetzt schön, daß man dich wieder einmal sieht!“ Und Margret lachte laut und herzlich. Hansuri mußte sie jedesmal ansehen. Ein helles Lichtlein stand dann in ihren Augen und es fiel ihm ein, daß er einst gedacht hatte, von keiner Frau könne einem größere Liebe widerfahren, denn von Margret. Aber jedesmal, wenn er sie ansah, richtete sie ihre Augen anderswo hin, nach einem der Fensterbrettlein, die voll Geranien standen, in die kleinen Gärtlein, darin Ästern und gelbe Sternblumen blühten, oder auch nur in das Geranie einer Schlingstaude, die ein Mäuerlein mit blutrotem bis grellgelbem Geflimmer überhing. Da sie auf einen Seitenweg den Bach überstiegen, blieb sie mitten auf dem Steg unter den vier Pappeln, die dies- und jenseits der schmalen Brücke aufragten, stehen, sah dem klaren Wasserlein nach und meinte:

„Schön ist's ja schon!“

„Se?“ machte Hansuri und schaute sie an, so knabenhaft stolz, als ob er an all dieser Herrlichkeit schuld sei und mit einer Handbewegung aus dem Nichts erschaffen hätte.

Wie sie ihn so vor sich stehen sah, in seiner sauberen, schön blauen Bluse, das kleine Schnäuzlein aufgedreht, das Hütlein ein ganz klein wenig schief, und die Augen voll unverdorbener Knabenhaftigkeit sie anstrahlten, da sprang sie auf ihn zu, drückte einen raschen Kuß auf seine Waden, nahm ihn am Arm, sprang mit ihm über die Brücke, schwang ihr Geldtöcklein und drehte sich mit ihm zweimal im Kreise herum, daß ihr Kopftuchzipfel wie ein Fähnlein flatterte. Hansuri kam gar nicht recht zur Besinnung, aber schließlich lief er mit ihr den Berg hinauf und sie lachten und hielten und redeten unvernünftiges Zeug, wie überfrohe Kinder.

* * *

Großenbachers und der Hofwiesenbeck hatten dicht nebeneinander zwei Weingärten. In beiden wurden heute die Trauben gelesen. Und es geschah, daß des Großenbachers Margret die Rebstöcke draußen am Weglein ablas und daß dort Hansuri, der Büchsträger, allebott das Weglein hinauf und hinunter mußte. Und es geschah weiter, daß gegen 9 Uhr die Sonne durch den Nebel brach und das ganze Tal füllte mit einem silbernen Licht, daß die Saatäcker tiefbraun zwischen den grünen Wiesen standen, daß Birnbäume wie Flammen gen Himmel zündeten, Rußbäume dunkelschattig und ein wenig müd in den Feldern standen, daß aus Kartoffeläckern kleine, feine Rauchwölkchen aufwirbelten und in der Ferne der Wald in solch bunter Herrlichkeit stand, daß man an ein Orgellied voll großem Rhythmus und heimlicher Schönheiten denken mußte. Und weiter geschah, daß alle Augenblicke ein Starenzug durch den Himmel zog, in Wendungen und Formationen, dagegen keine noch so wohl gedrückte Truppe aufkommen konnte. Und diese aus Kindertagen so wohlvertrauten Ereignisse gingen vielleicht an allen vorüber außer an Margret, die zwischen den mit der blauen Schußbrühe über und über betupften Rebenblättern stand und alle Augenblicke sich streckte, umwandte und ihre Augen über das Land gleiten ließ. Und darüber ging ihr immer so viel Freude ins Herz, daß jedesmal ein gutes und heiteres Wort auf ihre Zunge kam, so oft Hansuri vorbeikam.

Da das Kirchlein Mittag läutete, fanden sich die Winzer aus den beiden Weingärten unten am Börtlein zusammen und bei Räs und Brot und Speck und bei dem aus der Zinkanne gefüllten und herumgebotenen Becher verlief der Imbiß gleich einem Festmahl; und da bald hier, bald dort ein Freudenschuß trachte, ein fröhlich Zuhui ertönte und Lachen und Reden leicht vom Munde floß, schien allen,